

„Alles in allem heißt Religion: daß es mit den Tatsachen der Welt noch nicht abgetan ist, sondern daß in den Menschen ein Hunger vorhanden ist, der sich mit Tatsachen und Statistiken allein nicht abpeisen läßt; daß aber auch eine Macht da ist, die diesen Lebenshunger zu stillen vermag.“

Heinz Zahrnt

Wo stehen wir nun?

Die monatelange Auseinandersetzung über das II. Vatikanum und seine bisherige Verwirklichung ist abgeklungen. In Rom hat die Konzils-sondersynode Bilanz gezogen und das 21. Konzil der (katholischen) Kirche „nach Buchstaben und Geist“ bestätigt. Das Ergebnis der Beratungen, soweit es schriftlich vorliegt (vgl. HK, Januar 1986, 38–48), wurde fast allgemein zustimmend, in jedem Fall wohlwollend und mit einer gewissen Erleichterung aufgenommen. Dies gilt auch für die Kirchen in der „dritten“ Welt, deren besondere Situation und Anliegen in den Schlußdokumenten auffallend wenig zum Zuge kamen und deren Bischöfe – wie auch die der „zweiten“ Welt – sich auf der Sondersynode sehr viel unauffälliger verhielten als bei früheren vergleichbaren Anlässen.

Auf dem Weg zu einer geistlicheren Kirche

Zufriedenheit herrscht im großen und ganzen nicht nur über das von der Synode Verlautbarte; auch der Stil der Beratungen wurde durchwegs als gut, die Atmosphäre als entspannt empfunden. Jedenfalls ergibt sich dieser Eindruck aus ersten „Rückmeldungen“ aus aller Welt nach der Rückkehr der Bischöfe bzw. Bischofskonferenzvorsitzenden in ihre jeweiligen Länder und Diözesen. Die Synode insgesamt und die wenigen helfenden Theologen in ihr scheinen einen Weg gefunden zu haben, auf dem sie bei einem nicht unbeträchtlichen Teil des Kirchenvolkes auch ankommen. Dieser Weg wurde deutlich markiert. Es ist der *zu einer geistlicheren Kirche*. Er entspricht zweifellos dem offenen oder auch unausgesprochenen Bedürfnis vieler, die sich sorgen oder die Sorge mit der Kirchenführung teilen, das religiöse Profil der Kirche könnte unter dem noch zunehmenden Druck der säkularen Lebenswelt undeutlich werden.

Dennoch ist die Frage nicht ganz leicht zu beantworten, wo wir *gesamtkirchlich* nun eigentlich stehen. Gewiß, die Synode hat das Konzil bekräftigt, sie hat vorsichtig Wege zur Vertiefung seiner Wirkungen und zum besseren Verständnis einiger seiner Grundaussagen, vor allem solcher ekklesiologischer Art, gewiesen. Und was die Konzils-sondersynode besonders auszeichnete: sie hat auch zu einer gelasseneren Beurteilung der Nachkonzilszeit gefunden. Man muß hinzufügen: trotz der gerade in der deutschen Sprachgruppe, aus der vieles in den Schlußbericht übernommen wurde, unter der Hand gehandelten Verfallstheorien. Zwar habe es „Schwächen“, „Schwierigkeiten“, „Schatten“ und „Mängel“ bei der Anwendung des Konzils gegeben. Aber nicht alles, was sich nach dem Konzil ereignete, sei *wegen* des Konzils geschehen.

Wenn das alles etwas deutlicher und zugleich moderater ausgefallen ist, als manche nach den der Synode vorausgegangenen Polemiken vermuteten, so ist dies gewiß nicht zuletzt denen zu verdanken, die an diesen Polemiken beteiligt waren. Sie belebten das seit einiger Zeit flau gewordene kirchliche Gesprächsklima. Es entstand für einige Zeit wieder so etwas wie öffentliche kirchliche Meinung. Kardinal *Ratzingers* gewiß auch lehr- und kirchenpolitisch gemeinte Thesen in seinem Interview-Buch waren von einer Schärfe, daß sie Gegenpositionen auf den Plan rufen *mußten*, und die Synode hat gezeigt, daß aus beiden zusammen durchaus etwas Vernünftiges im Sinne der vom Glauben erleuchteten Vernunft werden konnte. Ein Beweis dafür, daß wir kirchlich öffentliche Auseinandersetzung nicht scheuen müßten, ja daß es wohltuend klärend wirkt, wenn auch Bischöfe einmal gegeneinander streiten.

Freilich: wer im Ernst gemeint haben sollte, die kirchliche Führung könnte 20 Jahre nach seinem Abschluß das

II. Vatikanum desavouieren oder wirklich die Absicht haben, die Kirche an ihm vorbei in die Zukunft zu führen, dachte von vornherein unrealistisch. Das II. Vatikanum hat die Kirche so sehr *geprägt*, daß heute kein Papst und keine Kirchenführung, selbst wenn sie möchten, es ignorieren oder gar ungeschehen machen könnte. Die Kirche würde sich dadurch selbst – in ihrer eigenen Kontinuität – desavouieren und sich die größte Krise seit der Reformation einhandeln.

Dennoch lohnt es sich, genau hinzusehen

Anders verhält es sich mit der Möglichkeit, durch Interpretation und Rückinterpretation ein Konzil wie das II. Vatikanum mit seiner auf die heutigen Lebensverhältnisse gerichteten Dynamik so in die kirchliche Tradition unmittelbar vorausgegangener Epochen einzubinden, daß ihm jeder Reformstachel genommen wird. Auch kann man – gerade auf der Grundlage der Kirchenlehre des II. Vatikanums – so sehr und auf eine Weise *nach innen* gehen, daß das gesellschaftliche Umfeld, so wie es sich als seelsorglicher und missionarischer Auftrag der Kirche wirklich darstellt, nur noch sehr schemenhaft wahrnehmbar ist. Unter beiden Gesichtspunkten lohnt es sich, genau hinzusehen. Zunächst: man sieht es den Dokumenten der Synode an: alle an der Synode Beteiligten wollten *schon* der Gesamtkirche, verstanden als Kirchenvolk mit seinen Amtsträgern, die innere Dynamik neu erschließen, die in der Kirchenlehre des II. Vatikanums steckt und so die missionarischen Antriebe der Kirche stärken. Die Synode ist dabei auch so ziemlich ohne überflüssige dogmatische oder quasidogmatische Fixierung ausgekommen. Der Volk-Gottes-Begriff wurde zwar so gut wie zurückgenommen, aber die Lehre vom mystischen Leib nicht einfach an dessen Stelle gesetzt, sondern beide erscheinen nebeneinander in einer längeren Reihe biblischer Bilder, die zusammen („einander ergänzend“) die Kirche als christologisches und pneumatologisches Geheimnis veranschaulichen. Aber dieser, das II. Vatikanum durchaus in seinem Kern berührende Klärungsprozeß verbleibt weitestgehend innerhalb einer *Schau der Kirche*. Sein Mittel- und allseitiger Bezugspunkt ist die Kirche als Gegenstand des Glaubens. Die ekklesiologische Frage wird nicht weitergetrieben zur Frage nach dem *Glauben der Kirche*, über den nach 1 Petr 3, 15 alle Christen als über das, worauf sie hoffen, vor der Welt Rechenschaft abzulegen haben.

Auf diese Weise beißt sich die Synode gleich mehrmals in den ekklesiologischen Schwanz: Sie setzt damit erstens fort, was im Grunde *eine der problematischsten Auswirkungen des Konzils* war: die Konzentration auf das Kirchliche mit entsprechenden Introversionserscheinungen als Folge eines Konzils, das von seinen Beratungsgegenständen und Dekreten her in erster Linie ein *Konzil über die Kirche* war, und in seiner Umsetzung noch mehr dazu gemacht wurde, als es ursprünglich und vom Gesamtergebnis her in ihm angelegt war.

Die Kirche als Geheimnis sehen und sie tiefer zu verstehen versuchen, ist gewiß notwendig. Aber geht dabei nicht trotz aller Rückbindung der Kirche an Christus ein wenig verloren, daß Kirche im sakramentalen Sinne vor allem *Instrument* ist und sie gerade christologisch in erster Linie von ihrem Auftrag als Glaubensverkünderin her verstanden werden muß? Kirche ist Verkünderin der Geheimnisse Gottes, sie kann es nicht dabei belassen, Betrachterin ihres eigenen Geheimnisses zu sein.

Zweitens wird im Schlußbericht in gut Ratzingerscher Diktion gesagt, die Kirche werde glaubwürdiger, wenn sie weniger von sich selbst spreche und mehr Christus den Gekreuzigten predige; aber das ganze Schlußdokument ist dann doch selbst wieder nur ein leicht christologisch durchsetztes *Papier über die Kirche*. Über nichts spricht die Kirche dort mehr als über sich selbst.

Auch die Synode redet noch zuviel über die Kirche

Und drittens wird zwar beklagt, durch ein verkürztes Lesen des Konzils sei es zu einer *einseitigen Darstellung der Kirche* vor allem als institutioneller Größe gekommen. Und man habe allzusehr über die äußeren kirchlichen Strukturen und zu wenig über Gott und Christus gesprochen. Aber selbst redet man von Gott und Christus dann eigentlich doch recht wenig. Zudem läßt sich der Eindruck nicht ganz unterdrücken, die Geheimnisnatur der Kirche solle auch deswegen hell zum Leuchten gebracht werden, um sich mit drängenden institutionellen und pastoralen Reformen nicht weiter beschäftigen zu müssen. Alles, was auch nur entfernt an Reform erinnert, wirkt seltsam rückwärtsgewandt: Mit dem Reden über institutionelle Reformen meint man, gerade die Jugend irritiert zu haben. Es soll geprüft werden, ob das für den Bereich der menschlichen Gesellschaft gültige *Subsidiaritätsprinzip* auch im Bereich der Kirche angewandt werden kann – als ob es immer noch um das Ob und nicht längst, schon seit Pius' XII. Zeiten, allein noch um das Wie ginge. Der theologische Ort der Bischofskonferenzen soll untersucht werden – als ob Organisationsprobleme am besten durch ihre Theologisierung gelöst würden. Anderes, vom Konzil her Neue, wird so lange in längere Traditionen eingewalzt, daß das jeweilige Eigenprofil unkenntlich wird. Unter *Teilverwirklichungen der Kollegialität* werden nebeneinander aufgezählt: die Bischofsynode, die Bischofskonferenzen, die römische Kurie, die Ad-limina-Besuche. Wer auf der praktischen Ebene Verwaltungen mit Kollegialorganen gleichstellt, kann es mit der Kollegialitätslehre so furchtbar ernst nicht meinen. Jedenfalls läßt sich so auch noch die autokratischste päpstliche, kuriale oder bischöfliche Entscheidung als kollegial deuten.

Höchst problematisch scheinen aber alle drei Punkte zu sein: Die Entschärfung konziliarer Grundentscheidungen (die Kollegialität war eine solche); die sanfte Abwendung von stacheligen pastoralen und institutionellen

Problemen (es tauchen einfach so gut wie keine, jedenfalls keine in einer konkret erkennbaren Gestalt mehr auf): weil in Fragen praktischer Reformen das Konzil selbst am zögerlichsten war und es in verschiedenen Sektoren (in der Ämterfrage, vor allem in der praktischen Gestaltung des kirchlichen Amtes – in moraltheologischen Fragen ohnehin – im Weltkirche-Werden durch wirkliche, nicht nur beteuerte Inkulturationen) dringend eines *zweiten Reformschubs* bedürfte; und das Wieder-sich-Einwickeln in die eigene Wesensschau.

Die Synode fragt, warum gerade in der „ersten“ Welt nach der „so breit und tief ausgefalteten Lehre über die Kirche“ so häufig eine Abneigung gegenüber der Kirche sichtbar geworden sei. Die Antwort darauf dürfte nicht schwerfallen: Nicht, weil so viel von kirchlichen Strukturen geredet wurde, haben sich die Menschen der Kirche entfremdet, sondern es wurde so viel über Strukturen geredet, weil der Reformwille hinter den Reformwartungen, auch den berechtigten, weit zurückgeblieben ist und weil man sich offenbar in Theologie und Kirche bis heute einredet, die Kirchen- und nicht die *Glaubensfrage* sei für die Leute innerhalb und außerhalb der Kirche das entscheidende Problem.

Das letztere Mißverständnis ist besonders fatal, weil Kirche auf diese Weise, da Gott fern scheint und alles Transzendente wenig „einfühlbar“ ist, zu einer Art weltimmanenter Glaubensersatz wird: Also Gott eigentlich nein, aber Kirche ja, doch. Natürlich muß sich, wer im Unterbewußtsein so verfaßt ist, ganz besonders an ihr reiben oder von ihr sich abwenden, weil sie religiöse und andere Bedürfnisse – und sie kann gar nicht anders – nur unzulänglich befriedigt.

Entscheidend ist der Wirklichkeitsbezug

Die damit verbundenen Probleme für die weitere Entwicklung des Christentums werden allerdings vermutlich erst in einer näheren Zukunft sichtbar werden. Gegenwärtig ist wichtiger, von welchem *Wirklichkeitsbezug* wir uns gesamtkirchlich leiten lassen. Dieser wird deutlich am Weltbild, am Zeitbild, am Kirchenbild und am Konzilsbild der Synode. Ihr *Weltbild* ist schwer sichtbar zu machen. Das liegt an der thematischen und perspektivischen Begrenzung der Synode. Der Weltauftrag der Kirche wird sehr allgemein oder nur indirekt angesprochen. Die weltzugewandte Seite der Kirche ist einfach nicht ihr Thema. Der Rahmen ist in diesem Fall ziemlich leer. Wo etwas sichtbar wird, sind es vorwiegend Eigenschaften des „Fürsten dieser Welt“.

Deutlicher wird das *Zeitbild*. Beherrscht wird dieses vor allem von der *Säkularismusthese*; Säkularismus verstanden zunächst als Immanentismus in Verbindung mit dem Konsumismus, dieser wiederum verstanden als „Götzendienst des materiellen Nutzens“, der blind mache für die geistigen Wirklichkeiten und Werte; sodann als autonomistische Sicht von Mensch und Welt, die von der Di-

mension des Geheimnisses absieht. Gegenüber dem säkularistischen Grundtrend, der von der zu behandelnden Säkularisierung im guten Sinne zu unterscheiden sei, wird auf „Zeichen für eine Rückbesinnung auf das Heilige“ verwiesen. Ihnen gelte es mit dem Ziel der Überwindung des Säkularismus Vorschub zu leisten, indem über die „Praeambula fidei“ die Tür zur Dimension des Göttlichen geöffnet werde. Scheinbar sind Übel und Heilmittel damit richtig benannt (einschließlich der Feststellung, daß sich nicht nur die Kenntnis des Glaubens, sondern auch die Anerkennung der moralischen Ordnung oft auf ein Minimum reduziere).

Aber eben nur scheinbar. Denn sehr differenziert wirken solche Aussagen nicht, und zum Teil sind sie einfach falsch. Sicher entwickelt sich *unsere Gesellschaft* in Richtung Selbstgenügsamkeit mit dem Innerweltlichen. Aber so weit dies zutrifft, kommt der festgestellte Trend aus der Entwicklung der Lebensverhältnisse selbst, kämpferische Ideologien spielen dabei kaum noch eine Rolle. Den Säkularismus als Ideologie gibt es nicht oder gibt es nicht mehr. Oder wenigstens gibt es kaum mehr Leute, die diese Ideologie als Gesamtsicht der Welt anbieten und kämpferisch verfechten. Die Situation ist komplizierter: Sie ist insgesamt – wenigstens in der „ersten“ Welt – weder säkularistisch noch religiös, sondern nachchristlich bestimmt, das heißt christlich-nichtchristlich durchmischt mit viel Gleichgültigkeit gegenüber dem ausdrücklich Christlichen. Daran ließen sich eine Menge Fragen knüpfen. Z. B. hat die heute vielfach auch von Bischöfen und selbst vom Papst beklagte Tatsache, daß sich selbst Laien mehr nach innen wenden und in der Wärme der kirchlichen Kleinmilieus ihr christliches Auskommen suchen, auch damit zu tun, daß *speziell* in dieser Lage es schwerfällt, in der säkularen Lebenswelt, eben weil diese auf humane Weise doch viel Christliches enthält, als kirchlich geprägter Christ Profil zu gewinnen und zu zeigen. Oder wie können die im Niedergang der verbandlichen Formen des Laienapostolats sichtbar werdenden Defizite aufgefangen werden? Etwa dadurch, daß Basisgemeinden (zum Teil auch sie), aber vor allem neureligiöse Bewegungen innerhalb der Kirche ihr gesellschaftliches Dornröschendasein überwinden und anstatt nur fromme Vereinigungen zu sein, sich mehr dem Lebenszeugnis in der Profanität unserer Welt öffnen. Aus solchen Fragen könnte eine kirchliche Handlungsperspektive entwickelt werden. Eine solche aber wird nicht sichtbar.

Ähnlich kompliziert verhält es sich mit dem Heilmittel: „Rückkehr zum Heiligen“. Natürlich ist es jeder Anstrengung wert, aufzuzeigen, wie wichtig für das Leben eines Christen ist, was im Kapitel 5 von „Lumen gentium“ über das Sterben und die Verpflichtung eines jeden Christen zur Heiligkeit gesagt wird. Und es gibt ja auch so etwas wie eine neue Wertschätzung der Heiligen der Kirche als Vorbilder christlicher Alltagsbewährung. Aber dürfen Heiligkeit als vorbildhaftes christliches Leben und „sakral“ als religionsgeschichtliche Kategorie einfach so zusammen gesehen werden? Natürlich soll damit

etwas Wichtiges, für das Selbstverständnis des Christentums und für die christliche Lebenspraxis Grundlegendes gefördert werden: die Ehrfurcht vor dem Göttlichen und allem, was im Vollzug der Kirche damit zu tun hat. Aber wie ambivalent die von der Synode mit soviel Zuversicht begrüßte „Rückkehr zum Heiligen“ sein kann, illustriert eindrücklich der Bericht *Klaus Nientiedts* über die „Jugendreligionen“ (vgl. ds. Heft, S. 83 ff.). Unter einer sehr scheinbar christlichen Kategorie verbirgt sich vieles, was weder aus humanen noch aus christlichen Gründen Beifall verdient. Soweit es diese Rückkehr im Sinne eines religiösen Aufbruchs überhaupt gibt.

Indessen müßten wir uns kirchlich keineswegs solchen Ambivalenzen anvertrauen. Es gibt ausdrücklichere Zeichen der Zeit: einen *neuen Sinn* für die Grenzen des Menschen, *für Endlichkeit* zum Beispiel. Dieser kann in einer spießig-agnostischen Diesseitigkeit enden; er kann aber auch Aufbruch (und zwar auch in den Lebensverhältnissen der „zweiten“ und „dritten“ Welt) zu neuer Glaubensbereitschaft sein. Und auf diesem Wege könnte durchaus auch ein Stückweit wieder eingeholt werden, was in der „Rückkehr der Heiligen“ eigentlich begrüßt wird: Sinn für das Unbedingte, für Anbetung, für Glaubensgehorsam (der sich dann allerdings existentiell-gesellschaftlich im Alltag zu bewähren hat). Vom Wahrnehmen dieser Situation spürt man im Synoden-Ergebnis wenig oder nichts. In Wirklichkeit dürfte dies *der Kernpunkt* sein, von dem aus die Glaubensfrage heute angegangen werden kann.

Welches Konzilsbild ist maßgebend?

Probleme ergeben sich auch bei dem von der Synode vermittelten bzw. praktizierten *Kirchen- und Konzilsbild*. Und zwar soweit Konzil und Kirche jeweils handlungs- und aufgabenbezogen zu verstehen sind, also soweit sich kirchliches Handeln daran zu bewähren hat.

Da ist einmal das Bezugspaar Institution–Mysterium. Natürlich ist die vorwiegend institutionelle Sicht der Kirche eine verkürzte Sicht; sie verkürzt ihr Wesen, verkürzt ihre sakramentale Natur. Aber man kann nicht den Geheimnischarakter der Kirche gegen ihre Institutionalität ausspielen. Es gilt vielmehr Kirche als Institution so zu gestalten und zu leben, daß *durch die Institution hindurch ihr Geheimnischarakter vermittelt wird*. Dies setzt die ständige Bereitschaft voraus, Verkrustungen aufzulösen und plausible Reformen auch durchzuführen.

Da ist zum anderen das Verhältnis Orts- (Teil-)Kirche – Universalkirche. Dieses Verhältnis wird (nur im Anschluß an „Lumen gentium“ 23) ebenso undeutlich wie kompliziert beschrieben: Die Teilkirchen seien der Universalkirche so *nachgebildet*, daß die eine ... Kirche in und aus den Teilkirchen hervortritt. Dies sei das theologische Prinzip für Vielfalt und Mannigfaltigkeit. Aber von der regionalen Ausdifferenzierung katholischen Kirchenlebens, die durch das II. Vatikanum die größten Im-

pulse erhalten hat, ist kaum die Rede. Auch hier scheint das Prinzip die Perspektive zu ersetzen.

Und das *Konzilsbild*? Mehr als ein Ereignis mit unabgeschlossenen Wirkungen, die zu klären und weiterzuentwickeln wären, wird aus dem II. Vatikanum doch wieder ein Paket von Konstitutionen und Dekreten, das es einfach weiterzutragen gilt. Indessen wäre es 20 Jahre nach Ende des Konzils an der Zeit gewesen zu prüfen, welche neuen Fragen, Bedrängnisse, Chancen seither aufgetaucht sind oder damals schon da waren, aber vom Konzil nicht gesehen oder nicht behandelt werden konnten. Kirchenpraktisch gesehen, zeichnen sich gegenwärtig ganz deutlich drei vom Konzil noch nicht wahrgenommene Fragen- bzw. Problembereiche ab: Können wir (und wie können wir) die *Weitergabe des Glaubens* an die künftige Generation bewerkstelligen? Wie können wir künftig die Seelsorge sichern? Und: Wie werden wir kirchlich wieder glaubwürdiger in ethischen Fragen, und wie gewinnt Kirche so wieder mehr *Einfluß auf die persönliche Lebensführung*?

Der erste Fragekreis wird von der Synode gerade noch genannt, der zweite nicht erwähnt (man hofft offenbar, mit wieder wachsenden Priesterzahlen alles lösen zu können), und der dritte geht in knappen Weltbetrachtungen über Sittenverfall unter. Indessen sagt die Botschaft der Synode selbst, das II. Vatikanum sei „gerade deshalb einberufen (worden), (um) eine Erneuerung der Kirche besonders im Hinblick auf die Verkündigung in einer veränderten Welt zu ermöglichen“. Hätte man in dieser Perspektive konsequent weitergedacht, wäre man von selbst in der *Auslegung des Konzils heute* auf die kapitalen Fragen gestoßen, die uns kirchlich *jetzt* aufgegeben sind. Aber es gibt offenbar immer noch zu viel Angst, um sich diesen, die absehbare Zukunft des Christentums bestimmenden Problemen wirklich zu stellen. Um so leichter fällt es dann, das Konzil als Aufbruch zu feiern und – ihm seinen Ereignischarakter nehmend – es zugleich als nicht zu überschreitende Reformgrenze festzuschreiben.

Die sperrigen Probleme bleiben

Hanno Helbling fragte dazu in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (12. 12. 85), ob nicht gerade darin das „schwerste Mißverständnis“ des II. Vatikanums stecke, weil dieses das erste Konzil in der Kirche gewesen sei, das nicht *abschließende* Lehrsätze festlegte, sondern versuchte, den augenblicklichen Stand der Probleme und ihrer Geschichtlichkeit zu erfassen. Dies in der kirchlichen Praxis beim Heraufkommen immer neuer stachliger Probleme auch durchzuhalten, ist unbequem, sehr unbequem und gelegentlich verwirrend dazu. Eine tendenzielle Festbeschreibung des Konzils als nicht zu überschreitende Reformgrenze ist demgegenüber bequemer. Aber das geht nur um den Preis des Ausklammerns aller dazu querliegenden Probleme. Dieser Preis wurde wieder einmal nicht als zu hoch angesehen. So wundert es nicht, daß die synodale Konzilsbilanz trotz hilfreicher Ansätze letztlich ohne Zukunftsperspektive blieb. *David Seeber*